



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. Gottberg: Der Getreidebau : eine Erwiderung auf Professor Lujo
Brentanos Denkschrift: "Die deutschen Getreidezölle"

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diese Einfachheit und Regelmäßigkeit hat ferner eine Eigentümlichkeit der Esperantosprache zur Folge, die sich in keiner anderen findet. Beim Esperanto ist es möglich, ohne Kenntnis der Grammatik, nur mit Hilfe eines Wörterbuchs, einen Text zu verstehen, wenn Wörterbuch und Text die Bildungssilben trennen. So gibt es in den Hauptkultur Sprachen dünne Hefte, sogenannte Schlüssel, die man einem Brief beilegen kann. Will ich an einen Ausländer schreiben, von dem ich nicht weiß, welche Sprache er außer seiner mir fremden Muttersprache versteht, so kann ich in Esperanto schreiben und einen Schlüssel in seiner Sprache beilegen, und ich werde verstanden werden. Solange Esperanto nicht allgemein eingeführt ist, kann das unter Umständen von Vorteil sein. Man denke sich den Fall, daß jemand mit dem Automobil oder dem Luftschiff von Lissabon nach Petersburg fahren will und in einer Gegend, wo er sich nicht verständigen kann, eine Panne erleidet. Hat er einen Esperantoschlüssel in der Sprache jener Gegend, so kann er seine Wünsche aufschreiben und sie durch den Schlüssel entziffern lassen. Mag das praktisch auch nicht von großer Bedeutung sein, so ist es doch ein Beweis dafür, wie gering die aufzuwendende Mühe im Vergleich zu dem Nutzen ist, den Esperanto für die Kultur haben kann.

Ist man einmal überzeugt, daß eine natürliche Sprache nie die zweite Sprache für jedermann werden kann, so wird man, glaube ich, nach dem Ausgeführten zugeben, daß Esperanto nicht nur an Reichtum der Ausdrucksmöglichkeiten, sondern auch an Einfachheit und Regelmäßigkeit die beiden an ein allgemeines Verständigungsmittel zu stellenden Forderungen erfüllt: daß man alles damit ausdrücken kann, und daß jedermann es mit viel geringerer Mühe lernen kann als irgendeine natürliche Sprache.



Der Getreidebau

Eine Erwiderung auf Professor Lujo Brentanos Denkschrift:
„Die deutschen Getreidezölle“

Von Landrat a. D. v. Gottberg-Potsdam



err Brentano, Professor der Staatswissenschaften in München, erklärt den deutschen Getreidebau — ob ohne oder mit Zöllen — für unrentabel und konkurrenzunfähig. Er ist deshalb vom Grafen Schwerin-Löwitz, dem Vorsitzenden des Deutschen Landwirtschaftsrats, auf dem Festmahl desselben am 15. Februar d. J. angegriffen worden. Graf Schwerin feierte unter allgemeinem Beifall der versammelten Landwirte in begeisterten Worten die wachsende, in kaum geahnter Weise steigende Kultur unseres deutschen Grund und Bodens.

Beim Studium der sehr interessanten Tabellen, die Brentano in seiner Denkschrift über „Die deutschen Getreidezölle“ (2. Aufl. 1911) selbst gibt, fand ich, daß Deutschland bereits wieder ein Roggen-Ausfuhrland geworden ist, und daß wir nach wie vor 70 Prozent unseres Weizen-Inlandsbedarfs selbst erzeugen, trotz gewaltig gesteigerter Einwohnerzahl und trotz Übergangs unserer Bevölkerung zur Weizenernährung. Das machte mich stutzig. Ist denn, fragte ich mich, nach Brentanos Ansicht zunehmende Produktion und Blüte eines Erwerbszweiges ein Beweis für dessen Unrentabilität und Konkurrenzunfähigkeit? Bald aber wurde mir klar, daß Brentano die Frage der Konkurrenzfähigkeit gar nicht aus erkennbaren, wirtschaftlichen Tatsachen beurteilen will, sondern nach rein begrifflichen Thesen; diese kommen auf folgendes hinaus: der Zoll steigere den Ertrag, der Ertrag den Bodenwert. Der Landwirt also, der die Zollerhöhung mitmache, habe Vorteil davon. Sobald er aber die durch den Zoll hervorgerufene Agrarhaufe durch Verkauf oder Vererbung realisiert habe, sei der Nachfolger alsbald wieder notleidend. Dann erschalle aufs neue der Ruf nach abermaliger Erhöhung der Getreidezölle, d. h. nach Spekulationsgewinnen. Die Zollpolitik komme also auf eine Art Bodenspekulation hinaus; und so habe denn auch nach Erlaß des Tarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 in den Jahren 1903 bis 1907 ein außerordentlich starker Wechsel im Besitz der Güter stattgefunden.

Nun ist es eine eigene Sache, wirtschaftliche Vorgänge logisch ergründen zu wollen. Die Zahl der Fehlschlüsse, die auf diesem Wege schon zutage gekommen sind, ist Legion. Man denke an die sozialistischen Theorien von der Verpauperung der Massen, dem geld- und verbrecherlosen Zukunftsstaat usw., Dogmen, an die heute niemand mehr glaubt, die aber mit großem Aufwand von logischem Scharfsinn in die Welt gesetzt wurden. Nur der nüchterne Empiriker, der den Vorgängen des wirklichen Lebens bis ins kleinste nachspürt und sie bis ins kleinste zergliedert, behält gewöhnlich recht, während sich bei dem Logiker nur zu leicht ein Fehlerchen einschleicht, das den ganzen stolzen Bau schließlich zusammenbrechen läßt.

So verhält es sich auch mit den Brentanoschen Schlüssen. Ihr Fehler besteht in der Ansetzung der Kosten des Getreidebaues. Irreführt vermutlich durch landwirtschaftliche Lehrbücher, die zu den Produktionskosten des Landwirts gewöhnlich auch eine vierprozentige Verzinsung des Gutsankaufskapitals rechnen, erklärt Brentano die „Verzinsung“ (sic!) des Bodenwerts als Kosten des Getreidebaues der Landwirtschaft, und nicht bloß das, sondern er macht sie für die von ihm behaupteten zu hohen Kosten des Getreidebaues verantwortlich. Das Verhängnis seiner ganzen Lehre und Beweisführung ist nun aber, daß der Ausdruck „Produktionskosten“ in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird, einer privatwirtschaftlichen und einer volkswirtschaftlichen, und daß Brentano diese beiden Bedeutungen durcheinander wirft, ferner aber, daß er auch den Begriff „Zins“ nicht logisch scharf festhält, sondern oft in der Bedeutung Gewinnanteil (Dividende) gebraucht.

Was heißt denn überhaupt „Verzinsung“ des ländlichen Bodenwerts? Zahlt denn der Landwirt an sich selbst Zinsen?

Wenn man die Leiter eines industriellen Werkes, wie Pöhönix oder Hoesch, befragen würde, unter welchen Umständen sie glaubten eine Rente herauswirtschaften und konkurrenzfähig bleiben zu können, so würden sie wahrscheinlich antworten: wenn und solange die nötige Spannung zwischen dem Rohgeldertrage und den Betriebskosten vorhanden ist. Wollte man sie im Brentanoschen Sinne darauf aufmerksam machen, daß ja auch die Dividende zu den Produktionskosten gehöre, und wollte man weiter fragen, ob die Rentabilität ihrer Werke nicht durch das in den letzten anderthalb Jahren erfolgte Steigen der Dividende um 6 bzw. 4 Prozent und des Kurses um etwa 90 bzw. 70 Prozent sehr gelitten habe, so würden sie den Frager verduzt ansehen und sich verständnisvoll lächelnd von ihm abwenden. Und mit Recht! Denn was hat die Kursstreberei in Berlin mit den Produktionskosten in Rheinland-Westfalen zu tun? Und gibt es einen vollkommeneren Widerspruch, als daß man erhöhte Rentabilität als unrentabel erklärt? Genau so ist es nun aber in der Landwirtschaft und mit der landwirtschaftlichen Bodenpreistreberei. Nur etwas schwieriger begrifflich zu erfassen ist die Sache hier für denjenigen, der sich wirtschaftliche Vorgänge klarlegt, weil die Landwirtschaft (abgesehen von den Aufteilungsbanken) bei uns noch ausschließlich individuell betrieben wird und der einzelne Gutsbesitzer somit gleichzeitig Gesamtaktionär und Betriebsleiter (sozusagen volkswirtschaftlicher Beamter) seines Gutes ist. Je nachdem er aber in der einen oder anderen Eigenschaft seine Rentabilitätsberechnung macht, muß er eine Verzinsung des Bodenwerts einstellen oder nicht. Der bloße Betriebsleiter (Wirtschafter) ist an der Gutsdividende und an der Verzinsung der Gutschulden persönlich nicht interessiert, kann diese Posten also auch nicht als Produktionskosten einstellen. Für ihn handelt es sich nur darum, daß eine angemessene Spannung zwischen Rohertrag und Betriebskosten vorhanden ist und somit der Morgen einen Reinertrag bringt; erst wenn diese Spannung schwindet, wird er konkurrenzunfähig und sein Getreidebau unrentabel. Dagegen muß der Gutsaktionär — wie wir es nannten — allerdings darauf bedacht sein, seinen Kaufpreis verzinst zu erhalten, und erhält er ihn nicht oder nicht mehr befriedigend verzinst, so hat er zuviel bezahlt und ebenso das Nachsehen, wie jemand, der Pöhönix- oder Hoesch-Aktien zu teuer bezahlt hat. Dann aber erst wird dieser seine Aktien verbrennen und jener die Landwirtschaft einstellen, wenn die erwähnte Spannung und mit ihr Reinertrag und die Verzinsung überhaupt aufhört.

Nun besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen dem deutschen Landwirt und dem kanadischen Farmer oder argentinischen Estanziero. Die letzteren sollen, wie man hört, etwa 12 Prozent ihres Anlagekapitals herauswirtschaften, während der Deutsche sich mit etwa 4 Prozent begnügen muß. Er tut das allerdings nicht ohne Grund. Der Mensch schätzt, besonders wenn er zur glücklichen Klasse der Besitzenden gehört, Ordnung, Sicherheit des Lebens,

der Gesundheit, des Vermögens und Erwerbs, politische und soziale Stellung, Kunstgenüsse, überhaupt das, was wir als Kultur und Zivilisation bezeichnen, so hoch ein, daß er mit einem schmalen, aber sicheren Genuß seines heimatischen Besitzes vorlieb nimmt und es dem wagemutigen, entbehrungsbereiten Auswanderer oder Kolonisten überläßt, in fernen halbwilden Landen einen höheren, aber unsicheren Gewinn zu erbeuten und mit seiner eigenen Körperkraft den Gefahren zu trotzen, die Klima, Einsamkeit, oft auch Menschen und Tiere ihm bereiten. Eine eigentliche Konkurrenzunfähigkeit des deutschen Besitzers im Verhältnis zum fremden Farmer ist deshalb aber doch nicht vorhanden; englische Konsols bringen auch weniger als Ernten.

Wenn in Rußland der Diskont etwa 2 Prozent höher steht als in England, und wenn sibirische Unternehmungen außerordentlich gewinnbringend, aber auch gefahrvoll sind, so ist England mit seinen gesicherten Verhältnissen, aber geringen Unternehmergeinnen noch lange nicht konkurrenzunfähig. Die englische Landwirtschaft ist es aber ohne Schutzzoll allerdings geworden, weil der Reinertrag eben ganz aufhörte. Konsols, die gar nichts mehr bringen!

Von diesem schicksalschweren Punkt war nun unsere Landwirtschaft in ihrer Unglückszeit von 1892 bis 1904 in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes nicht mehr allzu weit entfernt. Ich sage nicht: in allen Gegenden, und sage auch nicht: auf allen Gütern. Bodengüte und Tüchtigkeit des Besitzers verschieben im Einzelfall viel. Aber als Landrat eines ostpreussischen Kreises mit stark differenzierter Bodengüte und damals noch stark differenzierten Verkehrsverbindungen habe ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß z. B. die meist bäuerlichen Umwohner des Zehlaubbruches (eines fiskalischen Hochmoores), die damals noch gegen vier deutsche Meilen von der nächsten Bahnstation entfernt waren, trotz dürftigster Lebenshaltung dauernd zurückkamen, sich von Jahr zu Jahr mehr verschuldeten und in Verzweiflung und Entmutigung versanken. Noch zwölf solcher Jahre, und die Landwirtschaft hätte dort aufgehört, die Gegend wäre verödet, oder, wie Herr Brentano will, wieder zu Wald geworden. In den angrenzenden fiskalischen Forsten kann man dort Eiche schießen; und bei den heutigen Jagdpachtpreisen mag die Verpachtung einer guten EICH-Jagd in Verbindung mit einem gewissen Holz-Ertrage, der allerdings erst nach langen Jahren eintritt, unter Umständen lohnender sein, als der Betrieb der Landwirtschaft. Ich ehre die liberale Auffassung, daß dies das Gesamtwohl unseres Vaterlandes nicht beeinträchtigt hätte, wenn ich sie auch nicht zu teilen vermag. Aber soviel ist mir denn doch klar geworden, daß auch nach der 1904 einsetzenden Agrarhaussa die Landwirtschaft als solche in jenen Gegenden konkurrenzfähig und rentabel geblieben ist, mag auch der Landwirt im einzelnen durch Verkauf oder Erbgang mehr verschuldet worden sein. Daß der Morgen ein paar Mark mehr abwirft als 1892 bis 1904, das ist die Bedeutung der Getreidezölle, und diese Bedeutung bleibt, auch wenn der Bodenpreis und die Verschuldung steigen. Nicht das ist volkswirtschaftlich für die Erhaltung des Getreidebaues entscheidend,

daß die Bodenpreise steigen oder daß sie nicht steigen, sondern in erster Linie, daß Leben, Bewegung, Tätigkeit, Vertrauen, Verdienst in das wirtschaftliche Leben kommen, daß Rohstoffe (Eisenerz, Kohlen, Dung, Jungvieh) heranrollen, Fabrikate dagegen (Eisenwaren, Getreide, Mastvieh) abrollen, daß Arbeiter und Beamte bei solchem lebhaften Um- und Absatz verdienen, daß die Bahnfrachten steigen usw.

Wenn nach Herrn Brentanos Ansicht die Wirkung der Getreidezölle damit erschöpft wäre, daß einige Landwirte Spekulationsgewinne gemacht haben, so wäre folgerichtig die Wirkung der jetzigen industriellen Hochkonjunktur auch damit erschöpft, daß einige Börsenspekulanten an Phönix 90 Prozent und an Hoesch 70 Prozent verdient haben.

Ebenso aber würde sich die Wirkung einer jeden Melioration automatisch von selbst aufheben, wenn ihre Bedeutung mit der Steigerung des Bodenwerts erschöpft wäre. Privatwirtschaftlich (kapitalistisch) wird in der Tat der Vorteil einer Drainage, die 1000 Mark Mehrertrag einbringt, durch einen Mehrerlös beim Gutsverkauf von etwa 20000 Mark realisiert. Brentano übersieht aber, daß damit die Sache volkswirtschaftlich nicht zu Ende ist. Der höhere Reinertrag pro Morgen (höherer Körnerertrag, geringere Bestellungskosten) bleibt unzweifelhaft bestehen; und volkswirtschaftlich ist mit einer Aufwendung von vielleicht 10000 Mark ein Mehrwert von 20000 Mark geschaffen, der nicht mehr unter den Tisch fallen kann.

Das Anschwellen der Bodenpreise seit 1904 ist nun ferner keineswegs, wie Brentano annimmt, allein auf die Getreidezölle zurückzuführen. Sombart sagt an einer Stelle seines trefflichen Werkes „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“, gerade die Zeiten rückgängiger Konjunktur wirkten vielfach heilsam, sie seien Perioden der Sammlung, der technischen Fortschritte, der Herabsetzung der Betriebskosten. So ist es nicht bloß in der Industrie, die Sombart im Auge hat, sondern auch in der Landwirtschaft. Auch bei ihr kann man sagen: der April macht die Blumen, und der Mai hat den Dank davon. Die Zeit von 1892 bis 1904 war der April, eine Periode ernstern Ringens, aber treuen Fleißes seitens der Landwirte bei Intensivierung, Dränierung usw. ihrer Güter und — ja nicht zu vergessen — eine Periode weitgehender Fürsorge seitens des Staates, der Provinzen und Kreise bei Ausbau der Bahnen und Verkehrswege und bei Unterstützung der Meliorationen. Mit dem wiederkehrenden Vertrauen in die Prosperität der Landwirtschaft ist dann seit 1904 beides zum Ausdruck gekommen, sowohl die Maisonne — die Erhöhung der Getreidezölle — wie die Aprilarbeit. Dieser zwiefache Grund für den mit dem Jahre 1904 einsetzenden Aufschwung ist mehrfach übersehen worden, auch von hochstehenden Anhängern des Schutzzolls. Richtig sagte dagegen Graf Schwerin in seiner Rede vom 15. Februar dieses Jahres, die höheren Bodenpreise dürften nicht „speziell“ auf die Getreidepreise zurückgeführt werden, weil ja doch die Getreidepreise der letzten dreißig Jahre von 1880 bis 1910

trotz der Getreidezölle noch unter dem Niveau der Getreidepreise von 1850 bis 1880 gestanden hätten (vor 1850 waren wir reines Ausfuhrland).

Diese Ansicht wird durch einen eigentümlichen Umstand bestätigt. Die Erhöhung des Getreidezolltarifs trat 1906 in Kraft, die Besserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse setzte aber schon 1904 ein. Nun ist es ja möglich, daß die Zollerhöhung ihren Schatten schon einige Jahre voraus geworfen haben könnte. Aber dies Argument ist doch nur hinsichtlich der Bodenpreise glaubhaft. Nach meinen Beobachtungen als steuerveranlagender Landrat waren aber schon die Gutserträge der Jahre 1904 und 1905 weit höher als die irgendeines der zwölf vorhergehenden Jahre. Bin ich da nicht durch eine rein lokale Erscheinung getäuscht worden, so kann ich nur annehmen, daß dieselbe entweder auf einen Umschwung des Klimas zurückzuführen ist, oder auf jenes unerklärliche Etwas, das man als Konjunktur bezeichnet und das wesentlich im allgemeinen Vertrauen der Geschäftswelt zu wurzeln scheint, oder endlich, daß die Bervollkommnung unserer staatlichen Einrichtungen und unserer landwirtschaftlichen Betriebe diese Erfolge gezeitigt hat. Wahrscheinlich wirkten alle drei Momente zusammen, und die als viertes Moment 1906 einsetzenden Zölle haben dann nur den Druck der erschlossenen fernen Getreideländer abgewehrt.

Liegen die Dinge aber so, so ist — auch bei bestehenbleibenden Zöllen — ein Konjunkturrückschlag gar nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich. Das sollten alle Landwirte beherzigen, die sich heute an der börseartigen Hauffe des Grund und Bodens beteiligen. Schon im alten Pharaonenlande, das noch keinen Zolltarif kannte, sollen auf sieben fette Jahre sieben magere gefolgt sein.

Wenn Brentano endlich zwar nicht für eine plötzliche Aufhebung, wohl aber für eine allmähliche Herabsetzung der Zölle eintritt, so ist es auch einem überzeugten Freunde der Landwirtschaft gar nicht unmöglich, eine derartige Maßregel für die Zukunft in den Bereich des Möglichen und Zulässigen zu ziehen. Nur über den Zeitpunkt einer solchen Maßregel wird er mit Professor Brentano hadern. Der Getreidezoll muß bleiben, solange der Getreidepreisdruck von auswärts bleibt, namentlich also, solange noch immer neue Getreideländer (Mesopotamien) erschlossen werden. Daß die Getreideausfuhr aber aufhört, sobald sich ein Land genügend mit Menschen, mit eigener Industrie vollgezogen hat, sehen wir an den Vereinigten Staaten und ein wenig wohl auch schon an Rußland. Und so ist wohl der Ausblick in die Zukunft gestattet, daß auch Rußland, Argentinien, Kanada, Australien unserer Landwirtschaft dereinst — wann, ist Tatfrage — nicht mehr gefährvoll sein und daß dann die zöllnerischen Gegensätze bei uns erlöschen werden. Wehe aber dem Lande, das bis dahin seine Landwirtschaft hat untergehen lassen! Das Italien der römischen Kaiserzeit hatte jahrhundertlang vom Getreidebau seiner Kolonien gelebt. Als die Verhältnisse sich änderten, war Rom verloren. Die Landwirtschaft ließ sich nicht wieder herstellen. Über die verlassenen Limes-Garnisonen hinweg drangen die

Germanen in die durch die Landflucht der römischen Einwohner entvölkerten Gebiete ein.

Es ist für uns als zentrale Landmacht in Europa sehr gefährlich, die Getreidepolitik des antiken Rom oder des modernen England nachzumachen, und es ist bezeichnend, daß der Reichskanzler seine Erwiderungsrede bei dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats mit den Worten schloß: „Und was sich bewährt hat, das behalten wir.“



Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Schluß.)

Eine Winzerversammlung wurde sofort einberufen, Marcellin sollte Bericht erstatten. „Garantien“, man erwartete die „Garantien“, die Marcellin zu bringen sich verpflichtet hatte.

Marcellin sprach.

Wieder stand eine unabsehbare Menge, Kopf an Kopf, eine lebendige Mauer.

Man sah ihn auf dem Dach eines niedrigen Hauses im freien Feld, die Rippen bewegten sich, die Hände arbeiteten, die Büge waren wie Tautropfen angespannt. Er erklärte.

Die lebendige Mauer erzitterte, wie von den wellenförmig verlaufenden Stößen einer inneren Erregung erschüttert. Ein Erdbeben, ein Seelenbeben!

„Nachbar, was sagte er? Ich höre ihn nicht?“

Einer fragte den anderen. Die Worte Marcellins sprangen von Mund zu Mund über, von den Hunderten zu den Tausenden.

„Was sagte er? In Geduld fassen? Auf Gnade und Ungnade ergeben? Der Regierung vertrauen? Abwarten? Unmöglich, Nachbar, unmöglich!“

Eine helle Stimme rief plötzlich: „Er ist bestochen! Marcellin ist ein Verräter!“

Marcellin ein Verräter! Es ist klar, ein Stern war im Sinken, im Erlöschen. Wohl denen, die im Gefängnis sitzen! Welch ein Sturz!

Die Tausende hatten das Wort ergriffen.

Marcellin ein Verräter! Nieder mit Marcellin! Er will ins Gefängnis zu den Freunden! Er will sich in Sicherheit bringen! Nieder mit Marcellin! Nieder mit der Regierung!

Die Masse brüllte und wogte, eine aufgeweichte See, die den Schlamm ihres Grundes entblöht . . . Die Fäuste fuhren empor, ein weißer Kamm auf dunklen Wogen.

Marcellin war diesmal nicht Herr über den Sturm. Seine Kraft war gebrochen, ein Glück für ihn, wenn er der Brandung, die um das alte Gemäuer toste, entrinnen kann. Noch ist alles ungewiß, der Augenblick ist höchst gefährlich.